

Die Blutrache.

Eine ungläubliche aber wahre Geschichte aus Wien von V. Ciabacci.

Er war ein interessanter Mensch, der Mediziner Milan Batturich. Als er das Kabinett bei der Frau Brandl mietete, fiel er der Tochter der Zimmerfrau, der Tini, schon auf. Die blondhaarige Tini liebte das Romantische. Sie ging jeden Monat einmal in's Theater und las in der Zwischenzeit Lektüre von Romanen. Die Mutter nannte sie zwar oft einer überspannten „Gredl“, aber die Tini ließ sich ihre Ideale nicht rauben. Sie lebte nach einem Roman und da sie bis jetzt keinen erlebt hatte, so träumte sie stets davon. Und nun sandte ihr das gültige Schicksal einen solchen Roman in der Person ihres neuen Zimmerherrn, des Herrn Milan Batturich.

Gleich bei der ersten Begegnung sagten ihr die bangen Herzensschläge, daß dieser junge interessante Mann mit den hochschwarzen, von Leidenschaft durchglühenden Augen und dem melancholischen Ausdruck um die Mundwinkel entscheidend in ihr Schicksal eingreifen würde. Sein ganzes Wesen hatte etwas Dämonisches und erinnerte sie an ungeliebte Züge der verschiedenen Romanhelden, von denen sie abwechselnd geträumt hatte. Da war vor Allem das sonnengebräunte, fahle Antlitz mit dem geheimnisvollen Lebenszug, dann die dichten, schwarzen, an der Nasenwurzel zusammengewachsenen Brauen. Sogar die Jorndesader auf der Stirne fehlte nicht, deren unheilvolles Ansehen in so vielen Romanen ein offizielles, charakteristisches Moment bildet.

Er hatte in seiner Sprache einen fremdartigen Akzent und sein ganzes Auftreten war geheimnisvoll. Selten ging er bei Tage aus und wenn er nach Hause kam, so blidete er scheu und vorsichtig um sich, bevor er in den Hausflur huschte. Tini hatte genug Romane gelesen, um zu wissen, daß der neue Zimmerherr nicht zu den gewöhnlichen Menschen zählte.

Mutter Brandl jedoch hatte wie immer eine ganz entgegengelegte Ansicht wie ihre Tochter. Weder die zusammengewachsenen Augenbrauen, noch die Jorndesader machten einen merkwürdigen Eindruck auf ihre Phantasie; hingegen war es ihr gleich anfangs unangenehm aufgefallen, daß der neue Miethsmann außer einem Bündel Wäsche und einigen Büchern nur ein Kofferchen, nicht viel größer als eine Sardinienbüchse, in sein Kabinett gebracht hatte. Auch später konnte sie nicht entdecken, daß er kein Heim geschmückt hätte; denn außer zahlreichem Cigarettenmehl und einigen sorgfältig präparierten Wurfhüten fand sie nichts, was auf den ästhetischen Sinn ihres Zimmerherrn einen Schluss zugelassen hätte. Und als nun gar vierzehn Tage verstrichen waren, ohne daß der interessante Gast an die Zahlung der Miete gedacht hätte, stand es bei Frau Brandl fest, daß ihr Zimmerherr ein gewöhnlicher Filou und Gauner sei.

Tini aber vertraute nach wie vor der Stimme ihres Herzens und eines Abends kam es zwischen ihr und Milan zu einer Aussprache. Tini hatte vom Fenster aus beobachtet, wie Milan verlor und eilig um die Ecke der Straße bog und sich dann im Laufschrift, immer scheu um sich sehend, in's Hausflur flüchtete. Gleich darauf sah sie einen zweiten Mann um die Straßenecke biegen, der sorgfältig umherspähte und dann, vermutlich in der Meinung, der Flüchtlings sei in die nächste Straße eingegangen, eilenden Schrittes verschwand.

Da ging auch schon die Thür auf und Milan stürzte mit den Worten: „Retten Sie mich, verbergen Sie mich!“ herein. Zum Glück war die Mutter nicht anwesend; denn diese hätte ihn erbarmungslos seinem Verfolger ausgeliefert.

Tini aber zitterte vor freudiger Aufregung. Endlich schien für sie die Stunde gekommen zu sein, in der sie den langgeträumten Roman erleben sollte. Tini nicht unzählige Romane, die sie schon gelesen hatte, damit an, daß ein Flüchtlings durch den Gehmut eines Mägdchens seinen Verfolgern entzogen wurde? Und daß der Gerechtigkeit, gerührt von so viel Hingebung, dem tapferen Mädchen Herz und Hand nebst einigen Schloßern zu Füßen legte? Es handelte sich um die Tini, die den Roman, den ihr das Schicksal beschieden hatte, getreu nach bewährten Mustern durchzuführen werde.

Sie stellte sich daher in Positur, verhielt die Augen mit der Linken und freudete die Rechte abwechselnd um sich, indem sie ausrief: „Unglückseliger, was haben Sie gethan?“ Milan Batturich stand einen Augenblick betroffen; dann aber erolomte in seinen Augen ein seltsames Feuer, forschend blidete er Tini in das Antlitz, in dem er den Ausdruck zärtlichen Mitleids zu lesen glaubte und sagte: „O, nicht doch! Suchen Sie in mir keinen Verdacht! Ich bin das Opfer schändlicher Tyrannen. Ja, ich habe getödtet; aber was ich that, war kein gemeiner Mord. Es war berechtigte Nothwehr.“ Tini bedachte jetzt ihr Gesicht mit

beiden Händen, fant auf einen Sessel und schluchzte: „O Gott, o Gott!“ „Sie sind die einzige lebende Seele, der ich mich voll und ganz vertraue,“ fuhr Milan fort. „Sie werden mich nicht verrathen. Sie sind der Engel, den mir die Vorsehung zu meiner Rettung geschickt. Ihr edles Herz wird nicht zum Verräther an mir werden.“

„O nein, o nein!“ wimmerte Tini. „Und voll Aufregung und Spannung setzte sie hinzu: „O Gott, was werd ich hören müssen! Fahren Sie fort.“ „Wohl an, so hören Sie!“ sagte Milan feierlich. „In meinem armen Vaterlande, weit drinnen in der Türkei, regierte vor kurzem ein Pascha mit unumschränkter Gewalt. Im freien Uebermuth häufte er Greuel auf Greuel. Dem Weibe des Nanowitsch wollte er Gewalt antun; aber der Mann kam gerade noch zur rechten Zeit und mit der Art hat er ihm das Bad gesegnet. Er wollte fliehen, aber der See war sturmgepeitscht und niemand wollte es wagen, ihn ans rettende Ufer zu fuhren. Da kam der wackerere Tellowitsch, beobachtete sich nicht lang und führte den von den Hässlichen Verfolgten über den stürmischen See.“

„Das ist ja furchtbar!“ sagte Tini. „gibt es denn in Ihrem Vaterlande kein Abgeordnetenhause?“ „Das ist es ja eben,“ antwortete Milan. „Mazedonien ist groß und der Pascha ist weit. Er hört nicht den Hörsen der getnechten Wölfer. Aber hören Sie weiter. Mein armer Vater besah ein Gut mit zahlreichem Vieh und ausgedehnten Feldern. Da kamen die Knechte des Pascha und wollten ihm sein Vieh wegführen. Ich widerstande mich und schlug einen der Knechte zu Boden. Darauf entloß ich. Der Pascha aber ließ meinen Vater gefangen nehmen, spannte ihn auf die Folter und als er ihm nicht das Geständniß meines Vertheidigers preisgeben konnte, läßt er ihn zu Boden werfen. Und den spizen Stahl in beide Augen drücken.“

„Entsetzlich!“ rief Tini und dabei war es ihr, als hätte sie die furchtbare Geschichte schon einmal gehört. „Nicht wahr, entsetzlich? Das hab ich auch gesagt. O, eine edle Himmelsgabe ist das Licht der Augen. Alle Wesen leben vom Lichte. Jedes lebende Geschöpf, die Pflanze selbst leuchtet freudig zum Lichte. Und er muß sitzen, fühlend in der Nacht, im ewig dunkeln. Warum seht Ihr mich so Jammernd an?“

„Ich habe zwei gesunde Augen und kann dem blinden Vater keinen geben. Nicht einen Schimmer von dem Meer des Lichts, das glanzvoll blendend mir in's Auge bringt.“ Und als sie sich zu trösten suchte, da schrie ich auf in höchster Verzweiflung: „Und wohnt er droben auf dem Cispalast der Gernahora oder höher, wo der Ivan seit Ewigkeit verflochten sitzt, ich brech' mir Bahn zu ihm.“

„Eder Ninalina,“ rief Tini und blidete voll Bewunderung zu Milan auf. Doch die Geschichte kam ihr immer bekannter vor. Sie mußte davon in der Zeitung gelesen haben. Milan fuhr aber fort: „Ich sagte zu den Freunden: „Nein, eine Szene hat Tyrannenmacht. Wenn der Gedrüdte nirgends Recht finden kann, arzeit er hinauf getrossen Muthes in den Himmel und holt herunter seine ewigen Rechte, die droben hängen unveräußerlich.“

„Um Himmelswillen und Sie haben den Pascha umgebracht?“ rief Tini.

„Das that ich.“ Milan redete sich empor und sah in diesem Augenblicke wie ein Held aus. Dann fuhr er flüsternd fort: „In einer hoblen Gasse, durch die er kommen mußte, lauerte ich ihm auf. Ich wußte ja, es führt kein anderer Weg nach Rabids. Die Gelegenheits war günstig. Ein Hollenverstrauch verbergte mich ihm. Von dort herab konnte ich meine Kugel erreichen. „Mach' deine Rechnung mit dem Allah, Pascha!“ rief ich, „fort mußst du, deine Urt ist abgelaufen.“ Und richtig, wie er mit seinen Wafsch-Bors durch den Hohlweg reitet, schief ich ihm eine Kugel mitten durchs Herz. Sein letztes Wort war: „Das ist Batturich's Geschock!“ Ich aber floh über die Grenze und kam nach Wien. Aber meine Freunde ruhen nicht. Die Verwandten des Paschas haben mich Blutrache geschworen und wenn sie mich entdecken, fährt ihr kalter Stahl in meine Brust.“

„Nein, nein, das darf nicht sein!“ rief Tini. „Nur über meine Leiche geht ihr Weg zu dir.“ Sie fant an seine Brust und weinte Thränen voll Wehmuth und voll Lust. Milan küßte sie auf die Stirne und sprach: „Holbes Mädchen, das mir der Himmel gesandt, wenn wir unter Feinde besetzen, sollst du an meiner Seite als Fürstin einziehen in die Hauptstadt uneres Landes; denn wisse, ich bin Prinz Boris.“

Tini wollte sich eifurchtbar auf ein Knie niederlassen. Er aber hob sie zu sich empor und sagte: „Nicht hier, an meinem Herzen ist der schönste Ort.“ Rittend im höchsten Glückseligkeit sah sie noch lauer an seiner Seite. Sie war doch endlich die Heldin eines Romanes, wie sie ihn schöner nie in „Lektüren“ gelesen hatte! Wie glücklich fühlte sie sich, als der Geliebte sie bat, ihm mit ihrem Schwerten auszuweihen, bis die Schwertspitze aus seiner Heimath kämen. Das kleine Opfer machte sie voll. Als die Mutter heimkam, zahlte Milan den rückständigen Zins. Er gab ihr weit mehr, als für ihn verlangt hatte und entschuldigte sich

für die Verspätung damit, daß die Verbindung mit Mazedonien eine so schlechte sei.

Mutter Brandl war, als sie das Geld sah, wie umgewandelt. Und als ihr die Tochter, im Ueberflusse ihrer Gefühle, einen Theil des Besheimnisses verrieth, da konnte es sich ihr Mutterhertz nicht verlagern, daß die Frau Greislerin davon Mittheilung zu machen, welsch großes Glück ihrer Tochter bevorstand.

„Stell'n S' Jhna nur vor,“ zickelte sie der Greislerin in's Ohr, „er is a maladamischer Prinz oder sowas. Er hat a Schloß auf der Gernahora und wann' s' im Frühjahr die Türten verjagt hab'n, wird er König von Matadamen.“

„Na da gratulir' i“ sagte die Greislerin gelb vor Neid. „Da werd'n Sö ja nachdem Königin-Muatter. Hoffentlich verzeihen S' nachdem net auf Jhneren alten Freund.“

„Wst!“ sagte Frau Brandl, „das is alles a tiefes Geheimniß. Sö werd'n do la Wurt verrathen.“

„Man, da kennen S' mi z' guat,“ erwiderte die Greislerin halb beleidigt. „A Geheimniß is bei mir begrab'n. A Grab is a Phonograph gegen meiner.“ Am andern Tag wußte es die ganze Gasse. Milan war von jener Stunde an nur sehr selten zu Hause. Er kam oft erst am frühen Morgen heim und schlief dann bis Mittag in seinem Kabinett. Tini machte ihrer Mutter begreiflich, daß die Politik und die geheimen Verammlungen ihn ganz in Anspruch nahmen. Einmal erzählte er ihr freudestrahelnd, daß alles gut fände. Er brauche nur dringend Geld, da die Türken seine Güter mit Beschlag belegt haben. Sie gab ihm ihr Sparkastenbuch. Milan verabschiedete sich von seiner Braut in den spöhner Stimmung.

In der nächsten Nacht kam er gar nicht heim. Es verging ein Tag und noch einer, ohne daß der Geliebte erschienen. Tini stand in Thränen aufgelöst am Fenster und blidete voll Sehnsucht die Gasse auf und ab. Und als er auch am dritten Tage nicht kam, hügte sie der Mutter schluchzend an den Hals und wimmerte: „Er ist ein Opfer der Blutrache geworden.“

Die Mutter schüttelte den Kopf. Da der Monat um war und der „Prinz“ die Miete für den zweiten Monat nicht gezahlt hatte, so war auch ihr Respekt verfliegen. Darum schüttelte sie den Kopf und sagte zu ihrer Tochter: „I man allerweil, er is halt do a Schwindler!“

Der Tini gab es einen Stich ins Herz. Sie wollte ihr Ideal nicht verunglimpfen lassen. Sie glaubte an ihn. Nur zitterte sie vor dem Augenbilde, das sie ihrer Mutter über die Verwendung ihres Sparfennigs zur Eroberung Mazedoniens werde Mittheilung machen mußten.

Eines Tages, als sie einige Einkäufe bei der Frau Greislerin besorgt hatte, kam die Frau Hausmeisterin in den Laden und begrüßte Tini mit den Worten: „No, wo is er denn, der Prinz? I hab' glaubt, er wird Jhna nach Matadamen mitnehmen. Wann er nur sonst nit' mitgenommen hat. Schau'n S' guat nach, ob Jhna ta Ohrringel oder la Brosch' fehlt. Solche Prinzen nehmen sich gern was zum Andenten mit.“

Tini war empört: „Pui, wie können Sie so reden?“ rief sie mit zornfunkelnden Augen. „Wenn Boris nicht verunglückt ist, so wird er kommen. Ich hab' sein Wort.“ „Da san S' aber die Anzüge die von ihm was hat,“ erwiderte die Hausmeisterin. „Bei mir war'n schon wenigstens a Duzend, Leut, do er ang'schmirt hat. Do hab'n ihm alle blaue Rache geschw'n. Z'richt is der Schneider tumma, dem er a G'wand aufhailoubirt hat, nachdem der Zahlmarkel vom Kaffe Pampel, bei dem er die Jeds' seit zwa Monat schuldi is, nachdem a Fiater, mit dem er amal in ganzen Tag rum'fahr'n is, bis er 'hn bei a Durchhaus hat warten lassen, wo er hat abspahnen können. Nachdem sei frühere Zimmerfrau, wo er vier Monat Zins totig is, da kann is begreifen, daß der „Prinz“ lieber nach Matadamen durchbrennt is, als daß er sich der Blutrache seiner Gläubiger aus'geht hätt.“ Oder werd'n Sö derweil für ihn zahl'n, Frau Prinzessin?“

„Hahaha!“ lachte die Greislerin, „i hab' m'r's aber glei denkt, daß dös a Schwindler as.“ Die Anwesenden stimmten ein drohnendes Gelächter an und Tini verließ den Laden in verzweifelter Stimmung. Beim Fortgehen rief ihr die Köchin vom Goldarbeiter noch nach: „Kann i m'r a Klad machen lassen zu Jhnerer Hochzeit, Frau Fürstin von Matadamen?“

Der Name blieb ihr. Sie konnte sich nirgends mehr zeigen, ohne daß die Leute zickelten: „Die Fürstin von Matadamen“ und die Schultler riefen es laut. Mit der Mutter hatte sie schlechte Tage durchzulampfen, als diese erfuhr, wie sie die Ersparnisse angelegt hatte. Seit dieser Zeit las sie keine Lektüre mehr. Mancher Leser wird vielleicht ungläubig den Kopf schütteln und sich

denken: „Ist denn so was möglich?“ Da verweise ich den geehrten Leser auf die Zeitungen, die jede Woche von einem solchen Roman aus dem Leben zu berichten wissen.

Hirschbraten im Hinterhaus.

Eine Berliner Fleischnoth-Geschichte von Thomas Schäfer.

Am diesem Freitag Abend gab es für Schloffer Bandite und Frau eine schwere Stunde: wie sie auch rechneten und rechneten, es wollte ihnen nicht gelingen, das Budget der nächsten Woche in Ordnung zu bringen. Bald fehlte es da, bald dort an ein paar Groschen, und schließlich ergab sich ein Manko, das schon stark in die Marktlücke hineinging.

Mit den vierundzwanzig Mark Wochenlohn, die Friedrich Banditte für gewöhnlich heimbrachte war bei sechs appetitgelegenen Kindern nicht viel Staat zu machen. Wenn nicht Frau Minna Banditte mit Schürzennähen ein paar Mark zuverdien hätte, es hätte so manches Mal im Hausstat ein böses Loch gegeben. Nur mit Werdereiben hatte Friedrich Banditte damals, vor sechs Jahren, es gegeben lassen, daß Minna mit der Nahrung anfang. Nach seiner Meinung hatte ein Mann, der eine Familie gründete, auch die ganze Pflicht, Weib und Kinder mit seiner Hände Arbeit zu ernähren. Aber das Leben seht sich nun einmal nicht an menschliche Meinungen und Grundfänge, und so ließ Banditte seine Frau stillschweigend gebären; nur das eine machte er sich aus: daß sie auch ihm das Waschinnähnen beibrachte und sich gelegentlich von ihm an der „Klappermühle“ ablösen ließ. Auch aus dem Rauchklub „Pluto“ trat er damals aus. Mochten sie ihn darum immerhin einen „schleichen Dudmäuser“ schelten — er wußte, was er sich selbst und den Seinigen schuldig war.

Immer härter hatte sich mit den Jahren für die Banditte's der Lebenskampf gestaltet. Arbeitslosigkeit und Krankheiten, die heranwachsende Kinderdarsch — es war wirklich für Schloffer Banditte nicht leicht, den Kopf immer oben zu behalten. Nun kam gar diese Theuerung, die jede noch so knappe Berechnung über den Nachen warf — nein, es ging so nicht weiter, es mußte wieder irgend etwas Entschendendes geschehen.

„Wenn wenigstens Hans schon etwas zuverdien hätte!“ meinte Frau Minna, während sie vom Rohrbüchschaben aufblidete und die hellen blauen Augen auf das schaurigbärtige Gesicht ihres Gatten richtete. „Drücken in der Tischlerei suchen sie 'nen Laufburschen.“

„Was?“ fiel ihr Banditte unwirsch ins Wort — „ich soll vom Marke meiner Kinder leben? Das hast Du Dir nicht überlegt, liebe Minna!“

„Ich meinte ja auch nur... Der Junge ist kräftig gebaut und bald zwölf Jahre...“

„Mit vierzehn ist's Zeit — nicht einen Tag früher soll er mit in's Loch geh'n.“ Frau Banditte wußte, daß ihr Mann in diesem Punkte unbeugsam war. Die Kinder — die waren ja sein Alles in dieser Welt. Wenn er seinen sechs Blondköpfen in die lachenden blauen Augen sah, schanden die Wolken von seiner Stirn. Sechs tüchtige Menschen wollte er aus ihnen erziehen, sechs gesunde, wackere, gerabe Menschen, wie sie die Welt immer brauchen konnte. Darum war er ja eben diesen Theuerungsvollstücken so aram, daß er um ihretwillen seine Lieblinge darben lassen sollte.

„Nächsten Donnerstag ist dein Geburtsstag,“ nahm Frau Banditte nach einer kurzen Pause wieder das Wort. Die Kinder freuten sich schon auf den Gänsebraten.

Zweimal im Jahre, zu Waters' Geburtsstag und zu Weihnachten, gab es bei Banditte eine Gans, die jedesmal mit raffiniertem Geschick auf drei bis vier Mittagsessen vertheilt wurde. Diesmal verbot sich dieser Luxus ganz von selbst. Es äraerte Banditte, daß ihm Minna gerade jetzt mit dem Geburtsstag kam.

„Gänsebraten!“ rief er mit bitterem Hohn. „Warum nicht gar Fasanen! Oder Hirschbraten! Sollen froh sein, wenn's 'nen Hottübshbraten gibt!“ Es hatte einmal eine Zeit gegeben, da Fasanen- und Hirschbraten für ihn etwas Alltägliches waren. Das war in seiner Kindheit, als sein Vater noch als herzoglicher Förster im Raitbör'schen lebte und davon träumte, einmal selbst ein echter Forstmann zu werden. Aber der Vater starb ihm früh fort, und so machte das Leben aus ihm eben einen Schloffer, der in der Fabrik Büchsenläufe polirt, statt sie auf Hirsche und Rehe zu richten.

Vergänglich erob sich Friedrich Banditte vom Tische und durchmaß unruhig das kleine, mit fauberen Läufern belechte Zimmer.

Und plötzlich blieb er nachsinnend stehen. „Hottübsh!“ — es war ihm nur so ganz zufällig entfahren, aber das war ja die Lösung des Problems! Wenn er in dieses vertraute Wochenbudget den Posten „Hottübsh“ einstellte — dann war sofort jede Schwierigkeit beseitigt. Ein gesundes Stück Hottübsh — war es nicht billiger, nahrhafter und appetitlicher als all das Freibratfleisch, Rostfleisch und sonstiges widerwärtiges Zeug, das jetzt auf seinen Tisch kam? Freilich gab's da noch etliches zu bebenken. Wenn es im Hause bekannt wurde, daß Banditte's, die stolzen Banditte's, nun

auch unter die Pferdeweisesser gegangen waren — dann war es vorbei mit dem hübschen Nimbus, der ihren Namen umgab. Und wie sollte er vor allem diese Neuerung im Mehl, die einer gesellschaftlichen Degradation gleichkam, seinen sechs Blondköpfen plausibel machen? Niemals würden sie freiwillig auf diese Neuerung eingehen, da kannte er die kleinen Grobhebe nur zu gut. Barfüßige, trockene, Kniegelenke verlaufen, Nachmittagsellen annehmen — nein, das brauchen Banditte's Kinder nicht, das hatte ihnen Vater oft genug gesagt. Und nun gar Pferdeweisesser! Er mußte schon auf irgend eine ganz schlaue List fassen, um sie für seine Idee einzufangen.

Und da kam ihm auch schon der rettende Gedanke.

„Weißt du, Minna,“ begann er mit pfiffigem Lächeln — „statt der Gans möcht' ich diesmal 'nen recht schönen Wildbraten haben. Ein schönes Stück Hirschkeule, gehörig gepöckelt und mit Pfeffer und Zwiebeln geschmort — das wird den Kindern noch mehr Freude machen als 'n Vogel.“

„Na aber, Vater, Hirschkeule — die kommt ja noch theurer zu stehen als 'ne Gans! Der Sped' dazu, die Sahne, und die Butter...“

„Serragott, Minna, verhehst du denn nicht, wie's gemeint ist? Wenn ich Wildbraten sage, so mein ich doch... den vom Hottübshlächter...“

„Pferdeweisesser! Nicht um alles in der Welt! Ist's denn schon so weit mit uns? Und das willst du den Kindern vorsehen, noch dazu an Waters' Geburtsstag?“

„Ja, Minna — sie sollen doch eben denken, es ist Hirschbraten...“

„Belügen willst du sie? Noch nie hast du's gethan, immer hast du ihnen gepredigt, daß man die Wahrheit sagen soll, und jetzt mit einem Male...“

Mit Händen und Füßen sträubte sie sich gegen den Einfall ihres Gatten, dem die Sache, weiß Gott, schwer genug fiel. Als sie dann aber nochmals aufnahmen den Wochentat durchgingen, blieb Frau Minna nichts weiter übrig, als nachzugeben. Sie that es mit Thränen in den Augen, sie schwor hoch und theuer, daß sie lieber Steine essen als auch nur einen Bissen von dem „Hirschbraten“ anrühren würde. Am nächsten Dienstag jedoch ging sie in aller Heimlichkeit, damit nur ja die Nachbarinnen nichts merken, zum Hottübshlächter um die Ecke und kaufte vier Pfund vom besten Filet, die sie forsam für zwei Tage in Milch legte und mit Aufbietung aller ihrer Kochgeschicklichkeit a la Hirschkeule herrichtete.

Der Donnerstag Abend kam heran. Vater Banditte pflegte an seinem Geburtsstage die Fabrik eine Stunde früher zu verlassen. Voll Spannung erwartete ihn sein „halbes Duzend“ vor dem Hausflur; sie wußten es nicht anders, als daß Vater mit dem Hirschbraten überrascht werden sollte — so wenigstens hatte Mutter es ihnen gesagt. Sie freuten sich schon im voraus über das erstaunte Gesicht, das Vater machen, und über den Appetit, den er entwickeln würde. Und natürlich waren sie selbst auch ungeneuer neugierig, wie dieser Hirschbraten wohl schmecken würde, denn sie hatten noch nie welchen gesehen. Sie hatten auch schon dafür gefordert, daß sich die Neugierigkeit im ganzen Hause herumsprach, und wer es noch nicht wußte, dem verrieth es der köstliche Zwiebelduft auf dem Treppenhof, daß da hinten im Quergebäude irgend etwas ganz Besonderes voringe.

Man setzte sich zu Tisch und es munde alle, bis zu Willi, dem dreißigjährigen Kinast herab, ganz aussezeichnet. Auch Mutter verach ihren Schwur und ah mit, und Vater hieß ein, daß es eine Freude war, ihm zuzusehen. Und Hans, der Aelteste, und Paul, und Emil, und die beiden Mädchen — nie wieder wollten sie an Waters' Geburtsstag Gänsebraten essen, sondern immer nur Hirschbraten wie die großen Herren, in deren Wäldern die Hirsche und Rehe umherpazierten. Und als das Festmahl vorüber war, hügte die ganze kleine Rotte in den Hof hinunter, um den Schwelmeraden über die futuristischen Gemüthe der Geburtsstagsstapel zu berichten.

„Na, siehste, Mutter — da hätten wir's ja überstanden!“ meinte Friedrich Banditte, als er mit Frau Minna allein war. Und während er traulich seinen Arm um ihre Schultern legte, fügte er hinzu: „Hast deine Sache übrigens gut gemacht — solchen Hottübshbraten kann auch 'n Minister essen. Zwei-, dreimal die Woche kann's nu rubia Hirschbraten sein.“

„Doch wie sie noch so traulich beisammen standen und plauderten, scholl plötzlich vom Hause lauter Lärm herauf. Friedrich Banditte sah zum Fenster hinaus und erblickte im abendlichen Halbunkel Hans, seinen Aeltesten, der eben im Begriffe war, den aleichaltrigen Sohn des Hausmitthes nach allen Kanten zu verpfeifen, während ein gutes Halbschod von kleinen Zuschauer die Kämpfenden im Kreise umstand.

„Hans! Sofort herauf!“ rief Vater Banditte, und zwei Minuten später stand die Schaar der Blondköpfe vor dem Urheber ihrer Tage.

„Was gab's dort unten?“ fragte Banditte strenge. „Was hat der andere dir gethan?“

„Er sagte, es gebe jetzt gar kein Hirschfleisch,“ verhehste Hans, der noch ganz erhit war, „weil nämlich die Hirsche schonzeit haben. Er wisse es von seinem Vater, der habe selber 'ne Raad abachtet und schiefte nur Böde und Hüner.“

„So — das hat er gesagt?“ fragte Vater Banditte, und seine Stimme klang selbstam stönd und tonlos.

„Na — und wir hätten wohl Hottübsh gesehen, oder sonst was, aber keinen Hirschbraten.“

„Wie ist denn das mit der Schonzeit, Vater?“ fragte Paul, der Zweite.

„Die weiblichen Hirsche werden jetzt geschont — die männlichen dürfen geschossen werden.“

„Na, also!“ machte Paul. „Dann war's also ein Herr Hirsch! Was Vater?“

Vater Banditte sah seinen Jungen an. Er hatte ihnen immer gepredigt, „bloß nicht lügen!“ — und nun sollte er selbst? — Aber das ging nun wohl nicht anders.

„Ihr habt... Hirschbraten gesehen!“ brachte er mühsam hervor und wandte die Augen weg.

„Siehst Du! Und der quatscht was von Hottübsh! Hans hat's ihm aber ordentlich besorgt, dem Hottübsh!“

„Da, horch — was ist das? Was für ein seltsames Rufen?“

„Hottübsh! Hottübsh!“ tönt es vom Hofe herauf, und immer lauter und höhnischer schallt es im Chor: „Hottübsh! Hottübsh!“

Da hielt es Friedrich Banditte nicht länger aus. Er nahm seinen Hut und hügte zur Thür hinaus, ohne ein Wort des Grußes. Erst spät nach Mitternacht kam er heim — schwanzend, schluchzend und lallend, kurz, in einem Zustande, in dem ihn Frau Banditte in den dreizehn Jahren ihrer Ehe noch nie gesehen.

Wie erreicht man den Nordpol?

Nach seiner kürzlich erfolgten Rückkehr in die Heimath hat Anthony Fiala, der Führer des Ziegler'schen Nordpolunternehmens, auf Grund der Erfahrungen, die er bei seinem zweijährigen Aufenthalt in Polargegenden gemacht hat, in bemerkenswerther Weise seine Ansichten über die Möglichkeit, den Nordpol zu erreichen, geäußert. Er meint, daß dies nur auf zwei Wegen möglich wäre. Das beste Verfahren wäre wahrscheinlich, ein sehr großes Unternehmen auszurüsten, dem zehn Schiffe zur Verfügung ständen, von denen jedes als eine Art Rückfallstelle dienen, so daß eine große Verbindungslinie mit einer gut verproviantirten Ausgangsstelle hergestellt würde. Ein solches Unternehmen müßte sich auch über einen großen Zeitraum erstrecken, auf 5, 7 oder gar 10 Jahre. Wichtig wäre es dabei, daß auf die Auswahl der Hunde die größte Sorgfalt verwendet wird.

Das furchtbare Vereinsamuna und das Gefühl, daß man keine Hilfsquellen in erreichbarer Nähe hat, haben zur Folge, daß den Menschen in nordischen Eisgegenden leicht der Muth sinkt, sagte Fiala, und er glaubt, daß diese wesentliche Schwierigkeit durch eine solche umfassende Anordnung von Rückfallstellen zu überwinden wäre.

Eine andere Möglichkeit, dem Ziele näher zu kommen, sieht der kühne Polarforscher darin, daß man ein sehr starkes Treibschiff aus schwerem Stahl baut, das jedem Eisdruck widersteht; das Schiff müßte das Eis zermalmen können und dazu sehr leistungsfähige Maschinen haben; natürlich müßte es auch einen sehr großen Proviant mitführen. Daß man den Nordpol erreichen wird, glaubt Fiala nicht, wenn er auch bessere Ansichten hätte, als jeder Forscher vor ihm.

Wüstenauto.

Der Gedanke, einen Dampfwagen für den Verkehr über Sandströden zu verwenden, den Leutnant Troil in Deutsch-Südwesafrika wiederholt, aber erfolglos zu verwirklichen gefucht hat, ist neuerdings von englischer Seite aufgenommen worden. Sir Francis Wingate, der Vertreter Englands in Egypten, hat ein Automobil bestellt, das imstande sein soll, durch die Wüsten des Sudans Lastwagen zu ziehen. Kürzlich haben in Dunbar Proben mit dem Wagen auf einem Sandfeld stattgefunden. Die Maschine war dabei imstande, den Lastwagen mit einer Geschwindigkeit von sieben Meilen die Stunde auf hartem, von drei Meilen auf weichen Sande zu ziehen. Die Eingeborenen Südwesafrikas haben seinerzeit den Troil'schen Wagen „den Dampfosen“ genannt; der Wingate'sche dürfte, da im Sudan der Ochse nicht als Quathier verwendet wird, wohl „Dampfamel“ getauft werden.

Römische Ausgrabungen in Gallern.

Das seit Wochen gefuchte Nordthor des Großen Lagers ist nun endlich gefunden worden. Allen Muthmachungen zum Trost hat es seinen Platz nicht gegenüber dem Südthor, sondern nahe bei der nordwestlichen Umbiegung der das Lager einschließenden Epigraphen. An dieser Stelle ist der höchstgelegene Punkt des Lagers, von dem aus man eine prachtvolle Aussicht nach verschiedenen Richtungen genießen kann. Die Thorstelle ist ermittelt worden, indem man mittels langer, dünner Stahlstangen das Feld sondirte, ob man darunter gewachsenen oder eingefüllten Boden hatte. Gegenwärtig ist man damit beschäftigt, das Thor sammt den dazu gehörenden Anlagen in weitem Umfange freizulegen. Den Besuchern wird es angenehm sein, zu hören, daß diese Stelle auch für später offen bleiben wird.